

Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 42 (1971)

Artikel: Die Glückszahl
Autor: Annen, Bethy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-918071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE GLÜCKSZAHL

VON BETHY ANNEN

Dort geht sie über die Straße, die Frau mit dem Gesicht, von dem ein Freund von ihr einmal gesagt hatte: «Es ist unmöglich, davon eine Karikatur zu zeichnen, weil es viel zu gleichmäßig ist.» – «Langweilig meinst du?» – «Nein, warum?» – «Weil jede allzu große Ebenmäßigkeit Langeweile auslöst.» – «Das stimmt nur, wenn hinter dieser Regelmäßigkeit nichts mehr existiert.» – «Und was sollte denn dieses Etwas sein?» fragte sie mit einem spöttischen Lächeln, das eben diesem Gesicht etwas von seiner Gleichmäßigkeit stahl. «Dahinter steht, wie bei allen Schöpfungen, seien sie göttlicher oder menschlicher Natur, die Seele, das Geistige, das, was sich mit Linien oder Punkten nie einfangen läßt.» – «Ja, natürlich, daran dachte ich im Moment nicht!» – «Du vergaßest also deine eigene Seele?», und nun lag eine Spur von Spott auf seinem Gesicht. – Das war damals vor vielen Jahren . . .

Jetzt geht sie über die Straße, den Korb am Arm, einen Zettel in der Hand, auf dem alle die Dinge aufgezeichnet stehen, die sie einkaufen will. Der braune Mantel umschließt ihre ebenfalls gleichmäßige Gestalt in dichten Falten und paßt zu ihren braunen Haaren. Sie trägt auch im Winter nichts auf dem Kopf oder dann höchstens ein Tuch, das sie unter dem Kinn zusammenknüpft, wie es die Marktfrauen tun, wenn sie am Dienstagmorgen ihre Salatköpfe und anderes Gemüse feilbieten. Sie liebt den Markt nicht. Es braucht schon einen zwingenden Grund, daß sie sich am zweiten Tag der Woche in diese Straße verirrt, deren Name «Promenade» daher rührt, daß auf der einen Seite Bäume stehen, die im Frühling leuchtend rote Blüten tragen. Sie sind wohl irgend einmal laut Beschluß einer Stadtbehörde, der das schmucke Aussehen des Städtchens sehr am Herzen lag, gepflanzt worden, um die häßlich graue und langsam abbröckelnde Mauerfassade, die noch einen kümmerlichen Rest der alten Stadtmauer darstellt, etwas zu verdecken. Die Mauer abzubrechen wäre kostspieliger gewesen, und wo hätten nachher die Leute wohnen sollen, die mit ein paar an vergrößerte Schießscharten erinnernde Löcher als Fenster zufrieden sein müssen? Die einzigen Farbklexe dieser Fassade bestehen in einigen, im Winde auf- und abschaukelnden bunten Wäschestücken. Die Mauer freut sich darüber. Sie ist alt und genügsam geworden, ein sicheres Zeichen, daß die guten Zeiten hinter ihr liegen, in denen sie die stolze Aufgabe erfüllte, die Bürger dieser Stadt zu schützen. Sie träumt hie und da aus ihrer Vergangenheit und begreift nicht,

warum die herunterfallenden Steine nicht ersetzt werden. Man läßt sie langsam sterben und denkt, das sei humaner. Die Frau im braunen Mantel ist überzeugt, daß die Mauer einen schnellen Tod vorgezogen hätte, darum schenkt sie ihr jedesmal, wenn sie an ihr vorbeigeht, einen aufmunternden Blick, tapfer ihr verbröckelndes Schicksal zu tragen. Irrendwie liebt sie diese alte Mauer und fühlt sich mit ihr auf geheime Art verbunden.

Heute ist Markttag, und die Mauer samt den Bäumen verschwindet hinter den hoch aufgetürmten Gemüseauslagen, um die sich eifrig schwatzende Frauen drängen. Mit Wagen, Kindern, Hunden und den neuesten Stadtgeschichten suchen sie den so beliebten Ort auf, um sich ausgiebig und mit viel Talent einem unterhaltenden Tauschhandel zu widmen, der wohl auch nützlich ist, sofern man den Gemüseinkauf mit einbezieht. Der schon etwas altersschwache Polizist hat Mühe, seinen Pflichten nachzukommen. Ihn interessieren nur die Preisschilder. Bei einem Stand voll gelber Osterglocken bleibt er etwas länger stehen. Vielleicht findet er die Preise zu hoch. Blumen sollten überhaupt keine Preise haben, denkt die Frau im braunen Mantel. Doch das einzige, das man auf dem Markt ohne Geld erhält, sind die neuesten Nachrichten. Dabei sind sie sicher ein wichtiger Grund dafür, daß er sich bis auf den heutigen Tag hat behaupten können. Die Frau überquert die Straße, bevor der eigentliche Marktrummel beginnt. Die helle Morgensonne wirft goldene Lichter aufs nasse Pflaster. Letzte Nacht hatte es geregnet; weich und warm und überall duftet es nach Frühling. Der Morgen ist viel zu schön, um Einkäufe zu besorgen und, kaum zu Hause angekommen, die zur völligen Routine gewordenen Haushaltgeschäfte zu erledigen.

Was ist ihr Leben? Gleicht es nicht der alten Mauer in seiner öden Farblosigkeit? Sie kann zum voraus berechnen: Spinat mit Ei, dann Kaffee mit Zeitung, vielleicht Zeitung schon etwas früher, beim Spinat – also doch die Möglichkeit einer kleinen Variante. Bittere Ironie steht bei diesen Gedanken auf ihrem Gesicht zu lesen. Sie überlegt weiter: Mittagsschläfchen des Mannes, Streitigkeiten der Kinder, Auszug der Familie an die verschiedenen Arbeitsplätze, Ausfüllen des drei- bis vierstündigen Alleinseins mit Klavierspielen, Lesen, oder Flickern, dann gemeinsames Nachtessen, ein paarmal die Telephonglocke dazwischen, und als Abschluß des Tages das mehr oder weniger stumme Beieinandersitzen im Wohnzimmer mit den Bildern an den Wänden (rechts die Ballerina auf dem gelben Stuhl, links die Sonnenblumen – nach Ansicht der Schwiegermutter ein Fexierbild mit Hundeköpfen – und gegenüber die Pariserin mit der eleganten Silhouette und dem roten Mund. Der Philodendron in der Ecke ist noch zu klein, als daß man von ihm sprechen könnte. Dafür ist die Ständerlampe sehr groß und füllt den Raum mit

warmem Licht. Auch Musik steht zur Verfügung in Form eines Radios und einer Diskothek – und hie und da ein unterdrücktes Gähnen über der Arbeit.

Das Herz der Frau fängt plötzlich an zu klopfen. Wenn doch nur einmal etwas Unerwartetes geschähe, etwas, das alle diese in ewigem Gleichmaß dahingleitenden Tage mit einem Goldregen überschütten würde! Langsamer, als es sonst ihre Art ist, geht sie die fast menschenleere Rathausgasse hinunter. Vor dem großen Parfümeriegeschäft hält sie inne. Ihr Blick bleibt an einem kleinen, ovalen Barockspiegel haften, der mitten in der Auslage an der hinteren Wand lehnt. Rings um ihn ausgebreitet locken die vielen Wundermittel und Wunderdüfte, mit denen man sich jung und schön erhält. Das Interesse der Frau gilt aber nur dem Spiegel, dessen ovales Glas mit einem von Künstlerhand geschnitzten Rahmen sie gefangen nimmt. Sie merkt nicht, wie das Spiegelglas ihr eigenes Gesicht zurückwirft. Sie betrachtet es wie ein fremdes Bild . . . ein Bild, das so regelmäßig ist, daß man davon keine Karikatur zeichnen kann! Plötzlich erkennt sie sich und erinnert sich jenes Zwiegesprächs mit ihrem Freund vor langen Jahren. Sie hört seine Worte: «Gleichmäßigkeit löst nur dann Langeweile aus, wenn man das Wesentliche vergißt, die Seele, das Geistige, das, was jeder Schöpfung ihren Wert gibt.» Was heißt Schöpfung? Dazu gehören auch die Tage, die dahinfließende Zeit!

Die Frau im braunen Mantel blickt fragend in ihre eigenen Augen. Wie war das doch damals, an jedem Tag, der so schlimm anfing und an dem abends rote Rosen auf ihrem Nachttisch standen? Und später, als sie einmal aufgebracht ihrer Familie den Satz entgegenschleuderte: «Ich bin ja nur euer unbezahltes Dienstmädchen!», umfingen sie die kleinen Ärmchen ihrer Jüngsten mit dem erschrockenen Ausruf: «Nei, du bisch euses Mami!» Das Herz der Frau vor dem Barockspiegel wird immer wärmer. Es ist ihr, als stiegen all die kleinen und großen Geschehnisse empor, die der langen Kette der gewesenen Tage ihren unverlierbaren, ewigen Wert und ihr persönlich den einzig wahren Sinn ihres Daseins geschenkt hatten . . .

Vom nahen Kirchturm läuten die Glocken elf Uhr. Sie erschrickt. Ob sie wohl zu spät kommt? Sie eilt – und ein paar Minuten später steht sie vor dem Osterglocken-Stand. «Ich möchte alle Ihre Blumen kaufen!» Ungläubig wiederholt der Verkäufer: «Alle Blumen?» Er fängt an zu zählen. Es sind 87 Stück! Sie lächelt: «Eine Glückszahl!» Der Verkäufer verzieht zufrieden sein Gesicht und murmelt: «Das werde ich mir für die nächste Losnummer merken.» Der Mann versteht nichts vom Glück – geht es ihr durch den Kopf, indem sie die Geldstücke in seine schwielige Hand zählt. Zu Hause verteilt sie den goldenen Segen. Überall stehen die gelben Glocken und erfüllen die ganze Wohnung mit ihrem Duft. Die Familie staunt. Die Kinder jubeln: «So viele Blumen!» Der

Mann fragt etwas unsicher: «Was feiern wir denn heute?» und er versucht krampfhaft, die Daten der traditionellen Familientage in das Gedächtnis zurückzurufen. «Hast du am Ende das große Los gewonnen?» scherzt er etwas verlegen – «Ja, in gewissem Sinne schon, und zwar mit der Glückszahl 87!»

NEUENTDECKTE URKUNDEN DES STADTARCHIVS LENZBURG

VON GEORGES GLOOR

Als unlängst ein Nebenraum hinter dem Stadtmannszimmer des Lenzburger Rathauses einer neuen Zweckbestimmung angepaßt wurde, fanden sich dort alte Urkunden, welche weder zur Zeit der Veröffentlichung des Archivinventars (1917), noch bei Herausgabe des Urkundenbandes (1930) bekannt waren. Der Text der neuentdeckten Dokumente hält Zinsverschreibungen fest, was ja auch bei einem großen Teil der vor vier Jahrzehnten publizierten Urkunden der Fall ist. Auf den gefundenen Pergamenten prangen die bald zierlichen, bald zügigen Handschriften von Lenzburgs Stadt- oder Landschreibern; meist hängen unten auch noch die Wappensiegel von Schultheißen, Landvögten oder Edelleuten der Umgebung, so etwa an einer Urkunde von 1459 dasjenige des berühmten Obervogtes Adrian von Bubenberg; eine Urkunde von 1430 stammt aus dem Stift Säckinggen, eine von 1477 aus dem Domstift zu Konstanz.

Stiftungen vor der Reformation kommen etwa der städtischen Frühmeßpfründe, der Staufner Liebfrauenkaplanei und der St.-Wolfgangs-Bruderschaft zugute; später werden sie andern kirchlichen und sozialen Institutionen, etwa dem Armenspittel in der Stadt oder dem Aussätzi-genhaus in der Vorstadt, zugebracht; wiederholt erwerben Stadtfunktionäre private Schuldforderungsdokumente zuhanden der Stadt, um so die öffentlichen Einnahmen zu steigern. Eigenartig berührt uns heute das in unsern Dokumenten geschilderte Betreibungsverfahren: war ein Zins eine Woche nach dem Fälligkeitstermin noch nicht bezahlt, so hatte der Schuldner gewöhnlich in einem Gasthof des Erfüllungsortes Quar-